Werk

Titel: Ein englisches Buch über politische Grenzen

Autor: Steffen, Hans

Ort: Berlin

Jahr: 1917

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1917|log185

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Ein englisches Buch über politische Grenzen.

Der unlängst zum Präsidenten der Royal Geographical Society in London erwählte Oberst Sir Thomas H. Holdich ist in geographischen Kreisen besonders durch seine Tätigkeit als Sachverständiger bezw. Schiedsrichter bekannt geworden, die er zuerst bei der russisch- und indisch-afghanischen, später bei der chilenisch-argentinischen Grenzregulierung ausgeübt und über die er wertvolle Werke, wie „The Indian borderland" und „The countries of the King's award", veröffentlicht hat. In seiner Eigenschaft als früherer, langjähriger Vizepräsident der genannten Gesellschaft hat er sich bei zahlreichen Gelegenheiten, sowohl in Vorträgen wie in den Aussprachen, die dort in der Regel einen wichtigen Teil der Sitzungen ausmachen, über politisch-geographische Dinge, speziell alles was mit den Fragen der Abgrenzung von Staaten zusammenhängt, geäußert und darf für dieses Gebiet ohne Zweifel eine nicht gewöhnliche, durch praktische Erfahrung und vielseitiges Studium gewonnene Autorität beanspruchen. Nachdem die Londoner Gesellschaft bei Ausbruch des Krieges beschlossen hatte, soweit als möglich die Kräfte aller ihrer Beamten und Mitglieder in den Dienst der Sache ihres Landes zu stellen und besonders das vorbereiten zu helfen, was man in England verschämt als „reasonable revision of political frontiers" bezeichnet, war zu erwarten, daß vor allem Holdich in Wort und Schrift an diesem Ziele mitarbeiten würde. Dies ist denn auch geschehen. Außer einem in der Londoner Gesellschaft gehaltenen Vortrag über „Geographische Probleme bei Grenzabsteckungen" hat er gegen Ende des Jahres 1916 ein Buch veröffentlicht unter dem Titel „Political frontiers and Boundary making"[1]), das für den Geographen und Politiker wegen der Behandlung des Gegenstandes durch einen erfahrenen Praktiker Interesse bietet, ganz besonders aber als Meinungsäußerung aus demjenigen Kreise, in dem der englische Generalstab und die Diplomatie geographisch beraten werden, zu vielen durch den Weltkrieg aufgeworfenen Fragen Beachtung verdient und deshalb hier besprochen werden soll.

Das Buch ist, wie aus der Einleitung hervorgeht, in bewußtem Gegensatz zu der Ansicht geschrieben, als ob die zivilisierte Welt bereits soweit fortgeschritten sei, daß rein künstliche, nach akademischen Gesichtspunkten gezogene Trennungslinien für die Abgrenzung der Völker ausreichten; es stellt vielmehr als Ergebnis der praktischen Erfahrungen des Verfassers den Satz an die Spitze: Der erste und wichtigste Zweck einer Staatengrenze ist, Frieden und Freundschaft zwischen benachbarten Völkern dadurch zu sichern, daß sie den nationalen politischen Horizont endgültig abschließt und eine Schranke gegen unberechtigte Ausdehnung und Überschreitung aufrichtet. Holdich nimmt hierbei insbesondere Bezug auf gewisse Ausführungen, die Professor L. W. Lyde von der Universität London über

[1]) London, Macmillan & Co., 1916. XI u. 327 S.

die mit den Problemen des Krieges zusammenhängenden Grenz- und Nationalitätenfragen in Vorträgen vor der Geographischen Gesellschaft in London und auf der Versammlung der British Association in Newcastle (1916) gemacht hatte, und die in dem Satze gipfeln, daß die Staatengrenzen gerade da gezogen werden sollten, wo die natürlichen Gegebenheiten eine Vereinigung der Menschen bedingen („where men naturally meet"), also vor allem an schiffbaren Flüssen, nicht aber auf Gebirgskämmen und Wasserscheiden. Daß die Nutzanwendung dieses Prinzips seinem Verfechter die willkommene Gelegenheit geboten hatte, als Deutschlands Westgrenzen den Mittelrhein und die Ems in Vorschlag zu bringen[1]), sei hier nur nebenbei erwähnt.

Was Holdich im ersten Kapitel über die allgemeine Entwicklung der politischen Grenze sagt, als eines Produkts, das sich im wesentlichen erst den seßhaft gewordenen, ackerbauenden Völkerschaften als notwendig aufdrängte, ist nicht neu, lesenswert sind aber seine Ausführungen über die Kirgisen und Ghilzais, deren nomadischer Instinkt sie noch heute politische Grenzbeschränkungen ignorieren läßt, ebenso wie über die indischen Stämme der Todas und Bhils, die trotz ihrer politischen Unbedeutendheit, als Überreste einer vor-arischen Hirten- und Nomadenbevölkerung, gewisse traditionelle Herrenrechte bewahrt haben. Diese entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen führen den Verfasser dann zur Erörterung der Nationalitätenbildung (Kap. II), wobei namentlich die Frage der Assimilierungsfähigkeit verschiedener Rassen zu längeren Ausführungen Anlaß gibt. Leider läßt dieser Abschnitt die nötige Unparteilichkeit und ruhige Sachlichkeit in der Untersuchung vermissen; er zeigt vielmehr durchweg den Einfluß der Kriegspsychose und die Unfähigkeit des Verfassers, deutschem Wesen gerecht zu werden.

Auf seiner Inspektionsreise nach den damals zwischen Chile und Argentinien streitigen Kordillerentälern verweilte Oberst Holdich (1902) auch einige Tage in Puerto Montt und am See Llanquihue, wo bekanntlich zahlreiche Nachkommen deutscher Kolonisten wohnen, durch deren Fleiß und mühevolle Arbeit jene Gegend eine der blühendsten Provinzen der Republik Chile geworden ist. Diese Kolonie wird nun von Holdich als Musterbeispiel für die Unfähigkeit der Deutschen, sich einem anderen Milieu anzupassen, aufgestellt; er sagt (S. 20): „Es sitzt dort eine deutsche Kolonie, sozusagen hinter einem Zaune, die unbekümmert um den wundervollen Zauber der umgebenden Täler und Berge, sich mit lokalen Farmbetrieben bescheidet, und deren geselliges Leben sich auf wüste religiöse Streitigkeiten beschränkt. Sie warten außerdem darauf, daß ein Tag anbrechen wird, der sie zu dem herrschenden Volk von Südamerika machen und die Geheimnisse der „Kultur" den südlichen Staaten aufprägen soll. Von der Magellanstraße bis nach den Südprovinzen Brasiliens ist es ein und dasselbe. Die Deutschen sind ein besonderes Volk, gerade wie die Juden, und, fleißig und befähigt wie der Deutsche unzweifelhaft in der Verfolgung von Geschäftsbeziehungen mit den Völkern der südamerikanischen Republiken ist, erzielt er doch keinen Fortschritt in dem Sinne, sich ihre nationalen Ideen und Bestrebungen zu eigen zu machen." Schreiber dieses, der im Auftrage der chilenischen Regie-

[1]) Lyde, Types of political frontiers in Europe. Geogr. Journal 1915, Febr. S. 135—136.

rung den Oberst Holdich auf jener Reise begleitete, kann nur feststellen, daß demselben keine Gelegenheit gefehlt hat, sich über den hohen Grad der Anpassung der deutschen Kolonisten an ihre chilenische Umgebung, über ihr tatkräftiges und oft geradezu begeistertes Eintreten für alle nationalen chilenischen Anforderungen und Interessen eine richtige Ansicht zu bilden. Wenn er jetzt mit so grundverkehrten Behauptungen über diesen Punkt hervortritt, so ist nur anzunehmen, daß es wider besseres Wissen geschieht; es zeigt sich hier, wie an vielen anderen Stellen des Buches, eine bedauerliche Trübung im Urteil des Verfassers; läßt er sich doch gelegentlich sogar zu billigen Witzen über deutsche „Kulturapostel" und ähnlichen, für die Galerie berechneten Auslassungen fortreißen.

Daß, wenn irgend ein Volk, es gerade die Briten sind, die der Anpassung an fremdes Wesen widerstreben, wird von Sir Thomas mit unverhüllter Arroganz als ein Vorrecht, das im Charakter der britischen Nation begründet liegt, erklärt, und dieser Wesenszug des britischen Nationalcharakters muß nach ihm auch bei kommenden Grenzabmachungen in Betracht gezogen werden. „Der Engländer und der Schotte," sagt er (S. 22/23), „besitzen im Gegensatz zum Deutschen eine wichtige Eigenschaft, die sie in Stand setzt, auf soziale Anpassung zu verzichten, und die man nur als Kraft der Persönlichkeit beschreiben kann. Wir vermengen uns gesellschaftlich nicht mit fremdem überseeischen Volke und erlauben nicht, daß wir von ihm aufgesogen werden... Aber es besteht eine eigene Anziehungskraft des englischen und französischen Volkes (dem Russen und Deutschen unbegreiflich), die als nationaler Charakterzug den Fremden zu assimilieren trachtet und als persönliche Eigenschaft den britischen Offizier mit einer Macht zur Organisation und Führung von Menschen fremder Rasse ausstattet, die nicht leicht zu erklären ist." An diese überhebliche Selbsteinschätzung schließt sich dann die Behauptung, daß der Deutsche mit seiner selbstbewußten Absonderung, seinem unbegrenzten Glauben an seine eigene hohe Bestimmung und seinem Mangel an Takt als Kolonist untauglich und zur Assimilierung fremder Elemente unfähig sei. Ein Kommentar hierzu dürfte sich erübrigen.

Hochpolitisch und von aktuellem Interesse sind die Kapitel III—VIII, die von der Ausbreitung und gegenseitigen Abgrenzung der großen Reiche in der alten und neuen Welt, von der Bildung politischer Interessen- und Einfluß-Sphären, Schutzherrschaften und Pufferstaaten handeln. Bemerkenswert ist namentlich das über die allmähliche Erweiterung des russischen Besitzes in Innerasien Gesagte, weil es trotz der Zurückhaltung, die sich der Verfasser aus naheliegenden Gründen dem jetzigen Bundesgenossen gegenüber auferlegt, die alte historische Russenfeindschaft und Englands auch heute noch bestehende Furcht vor russischen Angriffen auf Indien grell hervortreten läßt. Das englisch-russische Abkommen von 1907 über die beiderseitigen Interessensphären in Persien gibt ihm besonderen Anlaß zur Kritik, weil es das Karunbecken und die anglopersischen Ölfelder in der neutralen Zone beläßt, und ohne Rußlands Einwilligung keine Eisenbahnverbindung via Baghdad und Persien nach Indien ermöglicht. Überhaupt findet Holdich Rußlands jetzige Position in Persien nicht nur für Indien, sondern auch für Mesopotamien so bedrohlich, daß er von allen Grenzberichtigungen, die der Weltkrieg zeitigen soll, für britische Interessen diejenigen für am wichtigsten erklärt, welche in Persien und Mesopotamien

zu erwarten sind. Die Besorgnis um die Sicherheit der indischen Nordwestgrenze macht sich auch in den Ausführungen über die Bedeutung Afghanistans als Pufferstaat bemerkbar, und hier spricht der Verfasser aus mehrjähriger eigener Erfahrung. Der Wert Afghanistans für den Schutz der Grenze Indiens liegt nach ihm nicht so sehr in den militärischen Eigenschaften der Bewohner, die zwar jeden Angriff auf die Nordgrenze ihres Landes einmütig zurückweisen würden, als vielmehr in dem geographischen Bau des letzteren, der des Verfassers Ansprüche an die Eigenschaften einer guten Grenzzone im allgemeinen wohl erfüllt. Immerhin liegt hier eine sehr verwundbare Stelle, nämlich die Öffnung des Grenzwalls bei Herat, und Holdich bekennt, daß die alte Theorie, Herat sei der Schlüssel zu Indien, auch heute noch Gültigkeit hat. Er hofft zwar, daß das durch den Krieg begründete russisch-englische Bündnis für das nächste halbe Jahrhundert durchhalten und auf beiden Seiten eine friedliche Entwicklung ohne Reibereien an entfernten Grenzen ermöglichen werde; aber: „Bündnisse sind keine dauernden Einrichtungen", und England sollte sich nach ihm endlich die bittere Lehre zu Herzen nehmen, daß „um Frieden zu bewahren, man notwendig stark an den Grenzen sein muß" (S. 141/2). Diese und andere nützliche Lehren erläutert Holdich durch Betrachtungen über Episoden aus dem gegenwärtigen Kriege, besonders solchen, die den Wert eines gut ausgebauten Grenz-Eisenbahnnetzes dargetan haben, wie die deutschen und österreichischen Operationen in Polen und Galizien.

Kapitel IX bis XII sind allgemeineren Betrachtungen über „natürliche" und „künstliche" Grenzen, sowie über die Technik der Grenzvermarkung gewidmet. Eingehend werden besonders Gebirge, Wasserscheiden und Flußläufe als natürlich gegebene Grenzelemente behandelt, auch die Bedeutung von Seen und Wüsten für politische Trennung wird kurz erörtert, dagegen findet der Verfasser, daß „Küstenlinien" als Grenzbestimmung wegen der Schwierigkeit ihrer eindeutigen Festlegung wenig zu empfehlen sind, und erläutert dies an dem bekannten Streitfall, der über die Abgrenzung von Alaska gegen Kanada in der Küstenregion (bis zum 141. Längengrad) entstanden war und zu einem in Kanada sehr übel aufgenommenen Schiedsspruch geführt hat. Entsprechend seiner Theorie über politische Grenzen als völkertrennende Schutzwälle findet der Verfasser, daß das Meer, auf dem man keine feste Trennungslinie ziehen kann, „die Schwäche aller offenen Grenzen zeigt; es ist ebensowohl ein Annäherungsweg als eine Schranke" und wird zu einer Schutzwehr erst, wenn eine seetüchtige Nation es durch eine mächtige Flotte beherrschen und andere davon ausschließen kann (S. 62).

Als das Ideal einer natürlichen Grenze im Sinne der Länder- und Völkertrennung betrachtet Holdich eine wohlausgeprägte Wasserscheide auf dem Kamm eines hochragenden Gebirgszuges und führt als vornehmste Beispiele hierfür die Himalaya-Grenze Indiens und die chilenisch-argentinische Kordillerengrenze an. Bezüglich der letzteren sind freilich erhebliche Einschränkungen betreffs ihres Wertes als effektive politische Trennungslinie zu machen, und Holdich selbst muß zugeben, daß der Gebirgswall in den südlichen Abschnitten vielfach unterbrochen ist und die Wasserscheide durchaus keine überall an die hohen Gebirgskämme gebundene Linie darstellt. Aber auch für die nördlicheren Breiten überschätzt Holdich die trennende Kraft der Wasserscheide und des Andenwalles im allgemeinen. Das Gebiet des alten Cuyo, besonders Mendoza und seine Umgebung, ist

von Chile aus besiedelt worden und blieb selbst nach seiner politischen Abtrennung von Chile (1776) wirtschaftlich in viel engerer Beziehung mit diesem als mit den großen Zentren am La Plata, wenigstens so lange bis der Anschluß an die letzteren durch die Eisenbahn erfolgte. Das gleiche gilt von der Landschaft Neuquen, wo noch jetzt Chilenen die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Schon in vorspanischer Zeit ist dort die araukanische Einwanderung aus den südlichen Provinzen Mittelchiles erfolgt; die Kordillere und die Wasserscheide haben auch hier weniger trennend gewirkt als die wasserarmen, z. T. wüstenhaften innerargentinischen Ebenen. Endlich ist es sehr bezeichnend, daß man jetzt häufig aus Argentinien Klagen hört, daß die ihm durch das englische Schiedsgericht, also gerade auf Antrag von Holdich, politisch zugewiesenen subandinen patagonischen Kordillerentäler am Ostfuß des Hauptgebirgsblocks der Anden zum großen Teil in den Besitz chilenischer Landgesellschaften gekommen und damit wirtschaftlich in die chilenische Interessensphäre einbezogen worden sind, was darauf hinweist, daß hier die Kürze der Verbindungswege nach den westlichen Hafenplätzen für die Entwicklung der Täler bedeutungsvoller geworden ist, als ihr Abschluß durch eine Gebirgsschranke gegen die Westküste.

Die Alpengrenze Italiens dient dem Verfasser als Beispiel einer ausgedehnten Gebirgsgrenze, die zum größten Teil ihrer geographischen Bedingungen halber als ideal gelten könnte, „in der Tat aber die ganze Schwäche und Hinfälligkeit des Grenzschemas zeigt, sobald das Prinzip der Befolgung der Hauptwasserscheide verlassen wird" (S. 153); von den Karnischen Alpen ab „versinkt die Grenze in eine wilde Orgie geographischer Exzentrizität", bis sie das Meer erreicht. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß Holdich auch hier in der Bewertung der Gebirgskämme und Wasserscheiden für die Staatengrenzen zu weit geht; er übersieht ganz die zahlreichen Momente, die den Alpenkämmen, und zwar z. T. gerade den hervorragendsten unter ihnen, den Charakter von natürlichen Scheiden benehmen[1]).

Als „künstliche" Grenzen bezeichnet Holdich diejenigen, „die nicht auf geographischen Gegebenheiten fußen und von keinen natürlichen oder topographischen Gebilden abhängig sind, die sie denen, welche sie trennen sollen, deutlich erkennbar machen". Die Grenzwälle der Römer und die chinesische Mauer werden als Hauptbeispiele dafür angeführt und beschrieben. Hierbei werden ferner die „geraden Linien", hauptsächlich die Meridiane und Breitenparallele, nach ihrem Wert als Grenzlinien behandelt, obwohl dieselben doch in der Natur durch Beobachtung leicht auffindbar sind und daher in gewissem Sinne auch als „natürliche" Grenzen angesprochen werden können. Der Absperrungstheorie des Verfassers entsprechend sind solche Linien die am wenigsten für Staatenumgrenzung geeigneten; ihre Übelstände werden durch die beiden Hauptbeispiele dieses Grenztypus, die Grenzen der Vereinigten Staaten gegen Kanada und Mexiko, erläutert.

Die mannigfachen geographischen Probleme, mit denen sich ein zur praktischen Grenzvermarkung Berufener in den meisten Fällen abzufinden hat, schildert Kap. XI nach des Verfassers eigenen Erfahrungen in Süd-

[1]) Vgl. A. Penck, Die österreichische Alpengrenze. Diese Zeitschrift 1915, S. 332 u. f.

amerika und Zentralasien. Wo es sich um Grenzverträge handelt, die abgeschlossen wurden, ehe genügende Aufnahmen der in Frage kommenden Regionen vorlagen, wie in dem Falle der chilenisch-argentinischen Kordillerengrenze, kann es geschehen, daß die Bestimmungen des Vertrages auf weite Teile der abzugrenzenden Gebiete völlig unanwendbar sind. Oft geben allzu unbestimmte geographische Ausdrücke, wie „Hauptkette", „Gebirgsfuß", „Küste", oder zu allgemeine Richtungsangaben im Vertrag Grund zu Uneinigkeiten und langwierigen Verhandlungen; zuweilen wird auch, wie bei der Abgrenzung von Kanada, eine Karte den Grenzabmachungen zu Grunde gelegt, deren Angaben sich später als irrtümlich herausstellen usw. An diese mehr theoretischen Betrachtungen schließen sich Winke über die bestmögliche praktische Durchführung von Grenzvermarkungen, wobei Raschheit des Handelns, weite Befugnisse des Grenzkommissars, Vermeidung allzu zahlreicher Begleitmannschaft, genaue Übereinstimmung der Parteien bezüglich der Ausgangspunkte der Arbeiten usw. als besonders wichtig hervorgehoben werden.

In den fünf letzten Kapiteln seines Werkes schreitet nun Holdich zur Nutzanwendung seiner bisherigen Ausführungen, indem er zunächst die Grenzen der britischen Besitzungen in Afrika und Asien vom Standpunkte seiner Absperrungstheorie Revue passieren läßt. Daß in Afrika eine weitgehende „Verbesserung" der Grenzen auf Kosten des deutschen Kolonialbesitzes zu geschehen habe, wird ohne weiteres vorausgesetzt; Holdich findet sogar, daß möglicherweise Sir Harry Johnstons Schema von Afrikas „Regeneration", das bekanntlich Deutschland gänzlich von diesem Kontinent ausschließt, Gestalt gewinnen dürfte. Es erübrigt sich demnach wohl, auf Einzelheiten einzugehen. Das ganze Kapitel über Afrika macht den Eindruck, geschrieben zu sein, um den Raub oder die Verstümmelung deutscher Kolonien als durch die angebliche Notwendigkeit von Grenzverbesserungen und -abrundungen gebotene Maßregel hinzustellen.

Die Ausführungen über Asien (Kap. XIV—XVI) wird man besonders russischerseits mit Aufmerksamkeit verfolgen. Der Verfasser hat hier, wo es keine deutschen Kolonien gibt, mit deren Einverleibung man die Grenzen des englischen Besitzes „abrunden", „verkürzen" oder sonst stärker machen könnte, ein ungleich schwierigeres Feld zu bearbeiten als in Afrika. Von neuem und noch eindringlicher als an anderen Stellen seines Werkes warnt er vor der Gefahr des russischen Vordringens in Persien und Afghanistan, wenn er auch zum Trost ängstlicher Gemüter wiederholt, daß die Zeit akuter Bedrohung Indiens durch miltärische Maßnahmen Rußlands hoffentlich für immer vorbei sei. Allein er findet, eine der vielen Lehren des Weltkrieges sei die, daß eine gut gewählte und militärisch stark ausgebaute Grenze immer noch einen wirksameren Schutz gegen Angreifer darstellt, als moralische Prinzipien, die sich von den Rechten der Menschheit herleiten, und untersucht nun, wie es mit diesem Schutz an Indiens Nordwestgrenzen bestellt ist:

Nordpersien steht bereits ganz „im Schatten russischer Herrschaft", und es wird für England unmöglich sein, zu verhindern, daß Rußland von der großen von Teheran nach Osten führenden Straße mit dem strategisch wichtigen Meshhed als Basis, eine der Linien geringsten Widerstandes, die nach Indien führen, beherrscht. Die russisch-afghanische Grenze vom Durchbruch des Heri-Rud bis etwa zum 70° ö. Gr., wo der Amu-darja aus den

Bergen in die Ebene von Afghanisch-Turkestan hinaustritt, hat nichts vom Charakter einer natürlichen Schranke. Hinter diesem Grenzstück besitzt Rußland zwei, auf ein gutes strategisches Verbindungsnetz (z. T. Eisenbahnen) gestützte militärische Zentren, nämlich Merw an der transkaspischen Bahn, das auch mit Orenburg und Taschkend in Schienenverbindung steht, und Termez, einen seit alters benützten Übergangspunkt über den Amudarja an der Haupthandelsroute von Zentralasien nach Kabul. Auf die Wichtigkeit der zweitgenannten Station weist Holdich besonders eindringlich hin: „Erneute Tätigkeit bei Termez wird das erste Anzeichen neuer gegen Süden (d. h. Indien) gerichteter Absichten und Antriebe sein" (S. 267). In diesem Zusammenhange wird die Widerstandsfähigkeit von Herat gegen einen von Norden mit modernen militärischen Mitteln unternommenen Angriff besprochen und festgestellt, daß eine starke Besatzung dort zwar den Angreifer genügend lange aufhalten könnte, bis Ersatztruppen von Indien herangeführt würden, daß es aber ratsamer sei anzunehmen, die erste ernsthafte Bedrohung der Stadt mit Einschließung, jedenfalls aber die ersten Granatschüsse würden den Russen die Tore öffnen. Da nun außerdem in den letzten Jahrzehnten eine bemerkenswerte Änderung zum Besseren in der Behandlung der asiatischen Grenzvölker seitens der Russen zu verzeichnen sei, so würde eine Ausdehnung ihrer Herrschaft wahrscheinlich keinem übergroßen Widerstand in Persien oder Afghanistan begegnen. Um die gefährdete Strecke der afghanischen Grenze vor unliebsamen Überraschungen zu behüten, müßte nach Holdich vor allem die Möglichkeit schneller Truppenkonzentration auf dem Plateau von Quetta durch den Ausbau eines strategischen Bahnnetzes von den militärischen Zentren in Nordindien, wie Rawal Pindi, Lahore usw. her gesichert werden. Auf die Bedeutung von Quetta als Operationsbasis in einem Bereich, der sich nach Westen bis Seistan und nordöstlich über die indisch-afghanische Grenzlinie bis zum Gomul-Fluß erstreckt, wird auf das nachdrücklichste hingewiesen. Die am Gomul beginnende Nordwest-Grenzprovinz erfordert besonders wegen der unruhigen und kriegerischen Grenzstämme der Waziris, Afridis und Mohmands strenge Kontrolle. Die übrigen Teile der indischen Nordgrenze werden nur flüchtig gestreift; im äußersten Nordosten soll die Kreuzung des Lohit, eines nordöstlichen Zuflusses des Brahmaputra, den schwächsten Punkt der Grenze darstellen, der wegen des Vordringens der Chinesen bis in die unmittelbare Nähe des Forts Rima zu Besorgnissen Anlaß gibt.

Als Krönung des ganzen Werkes unternimmt endlich Sir Thomas im Kap. XVII auf Kosten der Mittelmächte eine allgemeine „Berichtigung" der zwischenstaatlichen Grenzen in Europa, so wie sie ihm nach seiner Absperrungstheorie und nach dem Grundsatz, daß der Wille der jeweils am meisten beteiligten Völker in Betracht zu ziehen sei, möglich erscheint. Dabei ist es belustigend zu sehen, wie bald das eine, bald das andere Prinzip herhalten muß, wenn es gilt, die Landraubgelüste von Englands Verbündeten zu rechtfertigen. Frankreichs Ostgrenze auf den Vogesen entspricht, wie ausdrücklich bemerkt wird, dem Ideal einer starken militärischen und politischen Schranke viel besser als die Rheinlinie, wo keine gute Verteidigungsanlage möglich und die Bevölkerung an beiden Ufern einem und demselben ethnischen Typus angehörig sei; trotzdem müsse aber eine starke, einheitliche Willensäußerung der Bewohner von Elsaß-Lothringen ohne Zweifel zur Wiederherstellung der Grenzen von vor dem Jahre 1871 be-

rechtigen. Dänemark hingegen habe die Wiedererwerbung der Provinz Schleswig aus diesem Kriege nicht zu erhoffen; es müsse sich ebenso wie Holland damit bescheiden, der deutschen Beherrschung entronnen zu sein und könne sich im übrigen mit den materiellen Gewinnsten, die es infolge seiner Neutralität eingeheimst, zufrieden geben. Belgien aber habe Anspruch auf eine Verbesserung seiner Ostgrenze, und zu diesem Zweck empfehle es sich, ihm ein etwa 500 Quadratmeilen großes Stück der preußischen Rheinprovinz anzugliedern, sowie die belgisch-luxemburgische Grenze so zu verschieben, daß Belgien die durch Luxemburg führenden Straßen vollkommen beherrschen könne. Hierbei ist natürlich keine Rede davon, was etwa die Bewohner der betroffenen deutschen Landesteile dazu sagen würden; es kommt dem Verfasser nur auf den militärischen Verteidigungswert der Grenze an, aber er erklärt, diese „Berichtigung" der belgischen Linie erscheine ihm als „das wichtigste Problem der künftigen Neuregelung natürlicher Grenzen nach dem Kriege" (S. 292).

Was Italien betrifft, so sieht Holdich keine Schwierigkeiten, ihm eine seine Ansprüche voll befriedigende natürliche Grenze anzuweisen, die das Trentino, das untere Isonzotal und Triest einschließt. Leider führt er dies aber nicht im einzelnen aus, vergißt auch wohlweislich die Frage nach dem Willen der Bevölkerung in den von Österreich abzutrennenden Gebietsteilen zu untersuchen. Um so mehr Kopfzerbrechen macht ihm die Frage, wie die Abgrenzung Polens geregelt werden könne. Seine Ausführungen sind vor Ausbruch der russischen Revolution und vor der durch die Mittelmächte angebahnten Neuordnung in Polen geschrieben, verdienen aber trotzdem niedriger gehängt zu werden. Holdich denkt sich die Zukunft Polens als die eines russischen Schutzstaates, ungefähr so und hoffentlich, wie er sagt, mit demselben glücklichen Resultat wie es die einheimischen Schutzstaaten in Indien zeigen. Die Karpathen würden es von Ungarn scheiden, Krakau und das oberste Weichselgebiet würden ihm einverleibt werden. Die Grenze gegen Deutschland, die jetzt auf langen Strecken den Flußläufen folgt, sollte westwärts bis auf die Wasserscheide zwischen der Oder einerseits und der Prosna und Warthe andererseits verschoben, dann quer über die Warthe und längs einer anderen Wasserscheide bis zum Weichselknie westlich von Thorn gezogen werden. Das sei eine Linie, die wohl „die vielversprechenden Züge einer Verteidigungsgrenze" in sich trage. Ein Übelstand sei es freilich, daß auf der deutschen Seite dieser Grenze noch ein so großer Teil polnischer Bevölkerung belassen werde, dem könne aber vielleicht durch eine passende Umgruppierung der letzteren abgeholfen werden. Über den weiteren Verlauf der neuen polnisch-preußischen Grenze erfährt man leider nichts, und doch wäre es gerade sehr interessant gewesen, dem Verfasser auf einer „Revision" der ostpreußischen und baltischen Grenzmarken zu folgen[1]).

---

[1]) Bis zu einem gewissen Grade ergänzt Holdich diese Lücke in seiner neusten Abhandlung, betitelt „Geographical War Problems in the Near East" (Geogr. Journal, Januar 1918). Hier befürwortet er nämlich aus geographischen wie politischen Gründen die Forderung, daß Neu-Polen bis an das Baltische Meer ausgedehnt werden sollte. Die Schwierigkeit, daß dann Ostpreußen vom Hauptkörper des Deutschen Reiches abgeschnitten würde, sei keineswegs unüberwindlich: „German communication with Königsberg would hardly be affected by Polish occupation of Danzig and the Baltic sea route is always open". (!) Von den sonstigen Vorschlägen

In Südosteuropa wird sich, wie Sir Thomas gesteht, selbst im Fall eines vollständigen Sieges von England und seinen Verbündeten, kaum eine so glatte Erledigung aller Grenzansprüche durchführen lassen, daß nicht mit der Möglichkeit eines neuen Balkankrieges zu rechnen wäre. Rumäniens Gelüste nach der Einverleibung Siebenbürgens sollen aus ethnischen Gründen gerechtfertigt sein, ja er findet sogar, daß auf diese Weise der unsympathische Tyrannenstaat Ungarn „praktisch von Rumänien absorbiert werden würde". Die Ansprüche Rumäniens auf die Bukowina hingegen ließen sich weniger leicht aufrecht erhalten; auch würde damit die Verteidigungsmöglichkeit seiner Nordgrenze geschwächt werden. Daß dem Verfasser ethnische Gründe für Grenzverschiebungen nur dann gelten, wenn es sich um Englands Freunde handelt, zeigen seine Ausführungen über Bulgarien, dessen Anrechte auf Mazedonien nicht anerkannt werden. Bulgarien tue besser daran, sich Adrianopel und die Nordküste des Marmara-Meeres durch militärische Besetzung zu sichern. Ganz „absurd" erscheinen ihm Griechenlands Absichten auf die Westküste Kleinasiens von Mytilene bis zum Kap Fineka mit einem Hinterland von über 50 000 Quadratmeilen. Dies eröffne nur die Aussicht auf endlose Streitigkeiten mit der Türkei, sobald diese endgültig aus Europa vertrieben sein und am Südrande des Marmara-Meeres eine letzte Zufluchtstätte gefunden haben werde. Für das wiederhergestellte und durch Bosnien und die Herzegovina vergrößerte Serbien endlich hat Sir Thomas folgende Grenzen ausgeklügelt: Save und Donau im Norden, die Dinarischen Alpen und die unregelmäßige Gebirgsgrenze gegen Montenegro und Albanien im Westen, die Nidsche-Planina gegen Griechenland im Süden und die Crkvena-Ketten gegen Bulgarien: so besitze das Land eine starke natürliche Schutzmauer, deren einziger schwacher Punkt Belgrad sei; ein Zugang Serbiens nach der Adria lasse sich aus geographischen Gründen nicht gut finden, dafür aber solle ihm der Ausweg nach Saloniki gesichert werden. Was aus Dalmatien werden soll, bleibt rätselhaft; Sir Thomas bemerkt nur etwas dunkel, daß die starke natürliche Grenze demselben „seine unabhängige (?) Existenz" gesichert habe, er hütet sich aber, in das Wespennest der italienisch-serbischen Gegensätze an der Adria zu stechen. Überhaupt ist es wohl nicht ohne Absicht, daß Italiens Ansprüche auf gewisse Gebiete des nahen Orients nicht erörtert, ja nicht einmal beiläufig erwähnt werden.

Dr. Hans Steffen.

---

des Verfassers über Neuordnung der Grenzen auf der Balkanhalbinsel ist besonders bemerkenswert, was er über die Notwendigkeit eines Jugo-slavischen Bundes als Wall gegen das Vordringen der Mittelmächte auf Konstantinopel sagt, ferner die Anregung, Griechenland möchte sich an der Westküste des Schwarzen Meeres festsetzen, wo es seit Jahrhunderten bereits wichtige Kolonien besitzt.